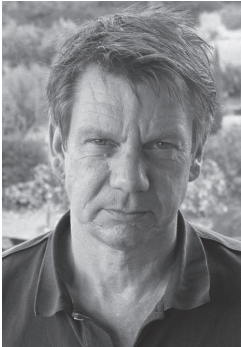


Andreas Schlüter
Spacekids
Attacke aus dem All



Andreas Schlüter, geboren 1958 in Hamburg, arbeitete zunächst als Journalist und Fernsehredakteur, ab 1996 dann hauptberuflich als freier Autor. Seither sind von ihm zahlreiche Kinder- und Jugendbücher erschienen, u. a. auch die Erfolgsserie ›Level 4 – Die Stadt der

Kinder‹. ›Attacke aus dem All‹ ist das zweite Abenteuer der Spacekids. Der Autor lebt und arbeitet in Hamburg. Weitere Informationen unter www.aschlueter.de

Andreas Schlüter

SPACE KIDS

Attacke aus dem All

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Originalausgabe
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagbild und -gestaltung: Max Meinzold
Lektorat: Michaela Kolodziejcok
Gesetzt aus der Rotis Serif 12,7/17
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany • ISBN 978-3-423-76141-3

Was bisher geschah

Nach einem Sprung in einen See tauchen Perry, Lea, Emily und Marvin an Bord eines gigantischen Raumschiffs im Jahr 2200 wieder auf! Kurs: Kids' Planet, unbewohnter Ersatzplanet der Erde irgendwo in einer fernen Galaxie. Es ist eine äußerst gefährliche Mission, aber die Zukunft der Menschheit steht auf dem Spiel. Die vier sollen im Auftrag der Weltraumzentrale der Androiden den Planeten erforschen und besiedlungsfähig machen. Doch niemand ahnt, dass sie hier nicht willkommen sind – denn Kids' Planet ist alles andere als unbewohnt. Venomier, feindlich gesinnte Außerirdische, sagen den Kindern den Kampf an. Unterstützt von Androide VIUA, Robotervogel Specht und einer Besatzung aus Asien, setzen sich die vier Spacekids erfolgreich zur Wehr.

Doch schon droht neue Gefahr: Eine Gruppe Venomier ist auf der Erde gelandet, um auch dort ihr Unwesen zu treiben. Perry, Lea, Emily und Marvin müssen schleunigst zurück auf die Erde, um die Außerirdischen ausfindig zu machen und zu stoppen.

Der Auftrag

Perry schüttete Cornflakes in seine Schüssel, nahm einen Löffel Zucker aus der Dose und wollte ihn gerade drüberstreuen, als er unwillkürlich stutzte. Zucker – die Leibspeise der Venomier!

Sofort musste er an das Volk von Außerirdischen denken, das vom Planeten Venom stammte und den Menschen äußerst feindlich gesinnt war. Das hatten Perry und seine Freunde während ihres Aufenthalts auf Kids' Planet am eigenen Leib zu spüren bekommen. Nach Information der geheimen Welt- raumzentrale der Androiden war vor Kurzem eine unbekannte Zahl von Venomiern auf der Erde angekommen, ohne dass man wusste, was sie genau vorhatten. Man vermutete jedoch, dass die Außerirdischen planten, das Kids'-Planet-Projekt zu sabotieren, um zu verhindern, dass weitere Kinder – und später auch Erwachsene – den Ersatzplaneten erreichen und besiedeln könnten. Würde dieses Vorhaben in die Tat umgesetzt, hätte das verheerende Folgen für die gesamte Menschheit. Denn der Erde drohten furchtbare Umweltkatastrophen und niemand wusste,

ob es gelingen würde, diese noch abzuwenden. Aus diesem Grund war der Aufbau einer neuen Zivilisation auf Kids' Planet überlebenswichtig für die Menschen.

Leider steckten die Venomier in einem vergleichbaren Dilemma. Auch sie benötigten den erdähnlichen Planeten als Ausweichstation, hatten allerdings nicht die Absicht, ihn zu teilen. So viel war schon deutlich geworden. Stattdessen hatten die Außerirdischen den Menschen den Krieg erklärt, allen voran den Kindern der Spacekids-Crew, die aus Perry, seiner Schwester Lea und dem Geschwisterpaar Marvin und Emily bestand. Es gab mehrere solcher Spacekids-Teams, genauer gesagt, eines auf jedem Kontinent.

Zurzeit hielt das Team aus Asien auf Kids' Planet die Stellung, während Perry und seine drei Mitstreiter auf die Erde zurückgeschickt worden waren, um die Venomier hier aufzuspüren und ihre Pläne zu durchkreuzen.

Der Haken an der Sache war: Die Venomier sahen aus wie ganz gewöhnliche Erdenkinder, wodurch sie schwer erkennbar waren. Dass sie sich auffällig grob und unfreundlich verhielten und haufenweise Zucker aßen, reichte nicht aus, um sie sicher herausfiltern zu können. Auch unter gewöhnlichen Kindern gab es ausgemachte Stinkstiefel und nicht wenige hatten extreme Essgewohnheiten.

Venomier besaßen zwar die Gestalt von Kindern, sie waren aber keine. Sie durchliefen nicht mal eine Kindheit im menschlichen Sinne. Schon wenige Wochen nach ihrer Geburt waren sie ausgewachsen und voll entwickelt. Ein Phänomen, das man sonst nur aus dem Tierreich kannte. Überhaupt wiesen die Venomier gewisse Ähnlichkeiten mit irdischen Tieren auf, vor allem mit Ameisen: Alle Venomier hatten innerhalb ihrer Gemeinschaft eine feste Aufgabe; sie handelten organisiert und stellten sich voll und ganz in den Dienst der Gruppe – das einzelne Individuum zählte nichts. Die Außerirdischen würden nicht zögern, sich selbst zum Wohl der Gruppe zu opfern, einen verletzten Artgenossen ließen sie jedoch achtlos liegen. Die Gemeinschaft konnte einfach niemanden gebrauchen, den sie durchfüttern musste, ohne einen produktiven Nutzen daraus zu ziehen. Insofern funktionierte der Venomierstaat wie eine gut geölte Maschine – war eines der Schraubchen kaputt, wurde es einfach ausgetauscht. Sehr effizient, aber herzlos.

Noch während Perry in Gedanken versunken auf den Löffel starrte, öffnete sich die Küchentür. Erschrocken fuhr er zusammen.

Herein kam aber kein zuckerhungriger Venomier, sondern seine Schwester Lea. In der Hand trug sie ein Glas mit lebenden Mücken – das Futter für ihre beiden Eidechsen Kim und Kim.

Perry verzog das Gesicht. »Muss das beim Frühstück sein?«

Lea ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Ich hab schon längst gefrühstückt, Trödelheini! Beeil dich, wir wollen los!«

»Häh? Wohin denn?«

Lea füllte Wasser in eine kleine Schale. »Na, wohin wohl? Ins Strandbad natürlich! Wir treffen uns dort mit Emily und Marvin.«

Sie drehte den Wasserhahn ab und ging samt Schälchen und Mückenglas aus der Küche.

»Ins Strandbad?«, rief Perry ihr hinterher. »Hast du mal aus dem Fenster geguckt? Es regnet!«

Überraschenderweise tauchte Leas Kopf wieder in der Küchentür auf. »Na und? Glaubst du, die Venomier lassen sich davon abhalten? Wie du weißt, gehen wir ja nicht zum Vergnügen dorthin.«

Ihr Kopf verschwand wieder.

Ja, das wusste Perry nur allzu gut. Die Spacekids vermuteten nämlich, dass sich die Außerirdischen im Strandbad versteckt hielten. Zurzeit waren Ferien und bei warmem Wetter wimmelte es dort von Besuchern – ein perfekter Ort also, um sich inmitten vieler Menschen zu tarnen. Außerdem lag irgendwo im Badesee in der Nähe des Sprungturms der verborgene Eingang zum Zeittunnel – der einzige Weg, um zum Kids' Planet zu reisen. Der Ersatzplanet war so weit von der Erde entfernt, dass sich die Distanz nur mit einer Reise durch die

Zeit überwinden ließ. Wollte man durchs All dorthin fliegen, würde das viel zu lange dauern; bis man sein Ziel endlich erreicht hätte, wäre man bereits mehr als hunderttausend Jahre tot.

Auch die Spacekids waren durch den Zeittunnel zum Kids' Planet gereist und auf gleichem Weg zurückgekehrt. Dennoch wussten sie weder wie das Ganze funktionierte noch wo sich der Tunneleinstieg unter Wasser genau befand. Die Venomier wussten das ebenso wenig. Und das sollte auch so bleiben.

Perry goss Milch in seine Schüssel und begann, die Cornflakes zu löffeln. Mit vollem Mund rief er seiner Schwester zu: »Aber bei dem Wetter ist doch kein Schwein im Freibad! Da fallen wir doch auf!«

»Die Venomier aber auch.«

Perry schrak erneut zusammen. Denn die Antwort war nicht von seiner Schwester gekommen. Er drehte sich um und sah einen Specht am gekippten Küchenfenster. Er passte gerade so durch den schmalen Spalt.

»Specht!«, begrüßte Perry den Vogel, der keiner war, sondern ein Roboter in Vogelgestalt, entwickelt und programmiert mithilfe von Zukunftstechnologien, die der Gegenwart zweihundert Jahre voraus waren. An Bord des Raumschiffs hatte Specht die Funktion des Cheftechnikers inne. Er war also ein hoch qualifizierter Ingenieur, den die Androiden aus der Zentrale den Kindern zur Unterstützung geschickt hatten.

»Specht ist da!«, rief Perry so laut, dass seine Schwester ihn in ihrem Zimmer hören konnte.

Lea hatte ihre Eidechsen fertig gefüttert und kam in die Küche zurück.

»Pst!«, mahnte sie ihren Bruder. »Das muss ja nicht gleich das ganze Viertel mitbekommen.« Dann wandte sie sich an den Robotervogel. »Hallo, Specht!«

Statt die Begrüßung zu erwidern, kam Specht gleich zur Sache. Höflichkeit war ihm nicht einprogrammiert worden.

»Emily und Marvin sind bereits unterwegs«, sagte er. »Ihr seid spät dran.«

»Ach was!«, brummte Perry. »Bist du jetzt auch noch ein sprechender Wecker? Ich habe eben erst erfahren, dass wir verabredet sind. Lea sagt einem ja nichts.«

Fasziniert betrachtete Perry die künstlichen Federn des Vogels, die knochentrocken schienen, obwohl Specht gerade durch strömenden Regen geflogen war. Er überlegte, ob der Roboter wirklich echt genug aussah. Die Zentrale hatte vorgeschlagen, dass Specht während seines Aufenthalts auf der Erde bei ihm und Lea unterkam. Doch Perry befürchtete, dass ihre Eltern sofort bemerken würden, dass er kein natürlicher Vogel war. Specht war deutlich größer als seine normalen Artgenossen.

Noch ehe Perry seine Bedenken laut äußern konnte, kam Lea ihm zuvor.

»Du kannst auf gar keinen Fall hierbleiben«, stellte sie fest. »Du bist viel zu auffällig. Am besten, du nistest dich im Freibad in irgendeinem Baum ein. So kannst du uns auch rund um die Uhr auf dem Laufenden halten, was die Venomier so treiben.«

»Ist längst geschehen«, antwortete Specht. »Es gab erst Probleme mit ein paar dort ansässigen Krähen. Aber mittlerweile habe ich ein Plätzchen gefunden.«

»Du hast gegen Krähen gekämpft?«, fragte Perry amüsiert. Aber Specht antwortete nicht darauf.

Lea schmunzelte. Dann fragte sie: »Wie lange bist du schon vor Ort?«

»Seit gestern Abend«, antwortete Specht. »Venomier habe ich jedoch noch keine gesichtet. Die Zentralandroiden gehen weiter davon aus, dass sie sich in der Schule aufhalten. Ihr sagt, sie verstecken sich im Freibad. Welche Beweise gibt es dafür?«

Lea zuckte mit den Schultern. »Keine. Ist nur so ein Gefühl.«

»Gefühl?«, fragte Specht. Er kannte zwar das Wort, doch seine Bedeutung war ihm fremd. Wie konnte man eine Entscheidung auf ein *Gefühl* gründen?

»Wir Menschen können so etwas, Specht. Glaub's mir!«, sagte Lea.

»Glauben?« Noch so ein Konzept, mit dem ein Roboter nichts anfangen konnte.

»Vergiss es!«, seufzte Lea und bereute es sofort. Auch *vergessen* konnte ein Roboter nicht, es sei denn, man lösche Datensätze. »Los, komm, Perry, wir schauen uns jetzt mal selbst im Freibad um.«

Mittlerweile hatte Perry seine Cornflakes aufgegessen und war aufbruchsbereit, auch wenn er bezweifelte, bei dem miesen Wetter überhaupt irgendjemanden im Freibad anzutreffen.

Als die vier Spacekids wenig später ihr Ziel erreichten, stellte Perry fest, dass er falsch vermutet hatte. Auf der Fünfundzwanzig-Meter-Bahn neben dem Betonufer trainierten ein paar Sportschwimmer und weiter hinten auf der Liegewiese war eine Gruppe von Jungen mit Müllsammeln beschäftigt.

»Die sind nur hier, um sich Freikarten zu verdienen«, sagte Marvin.

Lea nickte und ließ ihren Blick weiter Richtung Wasser wandern.

Auch Perry konnte nichts Ungewöhnliches entdecken. So weit sah für ihn alles normal aus.

»Na ja. Vielleicht sind das aber auch getarnte Venomier?«, meldete Emily sich plötzlich zu Wort.

Sofort horchten ihre Freunde auf. Den Androiden zufolge besaß Emily die besondere Fähigkeit, mit Außerirdischen zu kommunizieren und ihre Anwesenheit zu erspüren. Eine Begabung, von der Emily selbst bisher jedoch noch nicht allzu viel gemerkt

hatte. Trotzdem versetzte ihre Skepsis sie alle in Alarmbereitschaft.

Hatten Emilys feine Antennen gerade eben etwa eine wichtige Spur aufgenommen?

Seltsame Jungs

Lea sah misstrauisch zu den Jungen hinüber, die eifrig Papierreste vom Rasen klaubten.

»Das wäre wirklich keine schlechte Tarnung«, überlegte sie laut. »So könnten sie sich selbst bei miesem Wetter wie heute unauffällig im Freibad bewegen.«

Die vier Spacekids hatten auf Kids' Planet ein paar Venomier kennengelernt, doch keinen davon erkannten sie jetzt wieder. Trotzdem konnten die Jungs hier natürlich Venomier sein.

»Wir könnten sie auf die Probe stellen«, schlug Marvin vor. »Wir bieten ihnen einfach etwas zu essen an.«

Wie sie bereits wussten, aßen die Venomier kein herkömmliches Essen. Sie ernährten sich ausschließlich von Zucker.

»Was ist das denn für ein behämmerter Vorschlag!«, meckerte Emily los. »Wir können in den nächsten Tagen doch nicht jedem Kind hier im Freibad Pommes oder Würstchen spendieren!«

»Soweit ich sehen kann, sind es im Moment nur vier oder fünf Jungs«, widersprach Marvin. »Wir geben

ihnen eine Portion Pommes aus, und sollten sie die nicht wollen, dann esse ich sie eben.«

Emily verpasste Marvin einen Klaps auf den Hinterkopf.

»Ey, lass das!«, beschwerte sich Marvin und stieß seine Schwester beiseite.

»Hey! Schluss damit!« Lea hatte im Weltall die Position des Captains inne und rief nun auch hier ihre Freunde zur Ordnung. »Ihr spinnt wohl! Marvins Vorschlag ist gar nicht mal so schlecht. Andererseits: Nicht jedes Kind, das Pommes ausschlägt, ist automatisch ein Außerirdischer!«

»Find ich schon«, entgegnete Marvin.

»Quatsch!«, erwiderte Lea leicht ungehalten. »Kommt, wir sehen uns die Typen mal von Nahem an.«

Die Mädchen gingen mit großen Schritten voran und Perry und Marvin dackelten ihnen hinterher. Lea hielt zielstrebig auf einen Jungen zu, den sie auf dreizehn Jahre schätzte, genauso alt wie sie selbst.

»Hallo!«, sagte sie. »Echt nett von dir, dass du hier den Müll wegmachst.«

Der Junge blickte auf und grinste. »Tue ich gern. Für eine Woche Müllsammeln kriege ich nämlich eine Freikarte.«

»Das ist ja super!«, sagte Lea. Obwohl sie erst wenige Worte gewechselt hatten, war sie sich sicher, dass der Junge kein Venomier war. Die schafften es nämlich nicht, freundlich zu sein, sondern verhiel-

ten sich wortkarg, mürrisch, übel gelaunt und patzig.

»Und dein wievielter Tag ist das heute?«

»Mein letzter!« Der Junge strahlte sie an. »Ab morgen soll das Wetter auch wieder besser werden. Da kommt meine Freikarte wie gerufen!«

»Sag mal«, setzte Lea an. »Ist dir in dieser Woche hier eigentlich irgendwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Nö. Wieso? Was meinst du?«

»Ach nix, nur so.« Lea kam zu dem Schluss, dass die Unterhaltung sie nicht wirklich weiterbrachte. Sie wollte sich gerade verabschieden, doch da fasste Emily noch einmal nach.

»Wir waren verreist und sind heute erst zurückgekommen«, sagte sie. »Ich habe gehört, das Wetter war die ganze Woche lang so mies. Stimmt das?«

Der Junge nickte. »Ja, aber zum Arbeiten war's voll okay. Und ab morgen scheint ja wieder die Sonne!«

»Ach so. Na dann!«, sagte Emily. Sie zog Lea ein Stück beiseite.

»Der ist viel zu freundlich für einen Venomier!«, flüsterte Lea ihr zu.

Aber Emily beschäftigte etwas ganz anderes. »Wir sind gestern doch an genau denselben Zeitpunkt hier ins Freibad zurückgekehrt, an dem uns die Androiden abgeholt hatten, richtig?«

Lea nickte. Das war ja das Verrückte an diesem Zeit-tunnel: Ohne dass sie wussten, wie, waren die vier Freunde nach einem Sprung vom Dreimeterbrett in den See verschwunden und dann – Wochen später – zum selben Zeitpunkt wieder aus dem Wasser aufgetaucht. So als wäre die Zeit auf der Erde stehen geblieben, während sie im Raumschiff gereist und auf einem fremden Planeten Abenteuer bestanden hatten. Deshalb hatten ihre Eltern auch nicht bemerkt, dass sie wochenlang gar nicht da gewesen waren.

»Aber als wir geholt wurden, hat die Sonne geschienen. Und davor war's auch die ganze Zeit schön. Die Woche mit dem schlechten Wetter, von der der Typ gerade geredet hat ... die hat es nie gegeben«, raunte Emily.

Lea verschlug es die Sprache. Emily hat recht!

Perry und Marvin starrten zu dem Jungen hinüber. Er hatte also gelogen oder Emily einfach nach dem Mund geredet, weil er vergangene Woche gar nicht hier in dieser Stadt, in diesem Schwimmbad gewesen war, sondern weit entfernt in einer fremden Galaxie.

Marvin beschloss, einen weiteren Versuch zu starten.

»Hey!«, rief er dem Jungen zu. »Ich hole mir eine Portion Pommes. Willst du auch eine? Ich gebe eine Runde aus!«

Der Junge stutzte. »Äh ... okay.«

Marvin sah die anderen an, die ihm stumm zunickten. Dann stiefelte er los Richtung Kiosk.

Und kam kurz darauf enttäuscht zurück. »Der hat noch geschlossen!«

Womöglich hatte der Junge das ja genau gewusst? »Ach, schade!«, sagte er.

Lea bezweifelte, dass der Junge es ernst meinte. Sie hatte mehr und mehr den Verdacht, dass sie es hier womöglich doch mit einem Venomier zu tun hatten.

Und wie verhielt es sich umgekehrt? Ahnte er womöglich auch, dass sie zu den Spacekids gehörten?

»Okay«, sagte Lea. Sie wollte sich jetzt so schnell wie möglich loseisen, um mit den anderen in Ruhe reden zu können. »Wir ziehen dann mal weiter.«

»Wohin?«, fragte der Junge.

Lea drehte sich wieder zu ihm um. »Wie bitte?«

»Wo ihr hinwollt?«, fragte der Junge. »Es fängt doch bestimmt gleich wieder an zu regnen. Gewittern soll's später auch noch. Schwimmen ist da ja verboten. Was wolltet ihr eigentlich hier?«

Lea fühlte sich ertappt. Verdammt, jetzt war sie es, die sich schnell eine Ausrede einfallen lassen musste.

»Äh ...« Krampfhaft überlegte sie, was sie antworten könnte.

»Wir wollen auch nach einem Ferienjob fragen«, kam Perry ihr geistesgegenwärtig zu Hilfe. Lea warf ihm einen dankbaren Blick zu.